



Fabio Geda

Emils
wundersame Reise

Roman

Aus dem Italienischen
von Christiane Burkhardt

Knaus

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
»Per il resto del viaggio ho sparato agli indiani«
bei Instar Libri, Turin.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
EOS liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe by Instar Libri, 2007

Agreement c/o Schwermann Literary Agency

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012

beim Albrecht Knaus Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: Friedrich Pustet KG, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-8135-0487-3

www.knaus-verlag.de

Tod und Teufel!

Tex Willer zu Kit Carson in:
»Das Tal des Schreckens«
(»La valle del terrore«)

Während ich über die Isabella-Brücke rannte – der Fluss Po zehn Meter unter mir – und verzweifelt versuchte, nicht zu stolpern, dachte ich: *Manche Menschen haben ein Leben wie der Mississippi: fließend, bedächtig, fruchtbar. Doch andere wie Tex gehen Tag für Tag das Risiko ein, in der Salzwüste zu verdursten, sich bei einem Sturz sämtliche Knochen zu brechen oder in einem Schneesturm zu erfrieren.*

Warum ausgerechnet ich, Emil Sabau?, dachte ich. Ich bin nicht Tex, auch wenn ich gern wäre wie er. Ich bin erst dreizehn Jahre alt. Ich muss abhauen, verschwinden, Turin und Assuntas Wohnung verlassen, die ihr ehrlich gesagt sowieso nicht gehört, sondern dem Architekten.

Und der Architekt?

Heilige Paraskeva, bitte mach, dass er nicht tot ist! Wenn sich das Nasenbein ins Gehirn bohrt, stirbt man, das weiß ich aus einem Film. Ich muss mich beeilen, einen Pulli, Unterhosen, Comics, Socken, eine Zahnbürste, Geld, Pflaster und Bepanthen mitnehmen. Das kommt alles in meine Jansport-Tasche. Marek! Heute Abend kann ich zu ihm gehen.

Und dann würde ich aufbrechen, nach Rumänien zurückkehren. Meinen Vater finden und aus dem Gefängnis holen. Meinen Vater, Gheorge Vasile Sabau, den größten Klappenkonstrukteur Transsylvaniens. Den Besten überhaupt.

Und während ich so dahinrannte und verzweifelt ver-

suchte, nicht über die Schnürsenkel meiner braunen B-Boy-Etnies zu stolpern, die mir der Architekt zum Geburtstag geschenkt hatte, dachte ich: *Die Etnies waren alles andere als ein gutes Geschäft.*

Ich lief den Corso Casal hinunter.

Es war nicht dunkel, aber Licht brannte auch keines.

Auf den Straßen lag Schnee.

Ein Weihnachtsmann, der vor einem Pralinengeschäft saß, lächelte freundlich. Er roch nach Zuckerwatte, nach all den schönen und süßen Dingen, die es an Weihnachten gibt. Er rief mit einer warmen, tiefen Stimme nach mir, die sich anhörte wie in einem Kupferkessel gekocht.

Ich sah das Blut des Architekten auf meinem Handrücken.

Wie kommt man verdammt noch mal nach Rumänien?, dachte ich und rannte weiter.

Die Wohnung, die der Architekt Assunta und mir überlassen hatte, war groß und hell und hatte Parkettboden. Der Flur war lang und glänzend, und wenn man Wollstrümpfe anzog, konnte man ihn ganz entlangschlittern. Ich betrat die Wohnung und schloss die Tür. Indem ich sie zuknallte. In der Küche sang Gianni Morandi *Sei forte papà*. 1976, also in Assuntas Geburtsjahr, war das Lied mehrere Wochen in den Top Ten gewesen, und deshalb mochte sie es. Assunta stand auf dem Balkon. Mit einer Schere befreite sie Pflanzen von vertrockneten Blättern. Wenn Assunta nicht beim Architekten war, vertrieb sie sich mit allem Möglichen die Zeit. Zum Beispiel damit, dass sie Gläser, die niemand benutzt hatte, aus der Vitrine holte, sie abstaubte und wieder zurückstellte.

Oder damit, dass sie die Zuckerdose auf dem Tisch ausleerte, mit Haushaltspapier reinigte und den Zucker wieder hineinschüttete.

»Emil?«

Ich antwortete nicht.

Ich war blitzschnell.

Noch bevor sie begriff, was ich da eigentlich tat, hatte ich bereits die Hälfte meiner Kleidung in die Sporttasche gestopft und die Keramikspardose, die die Form einer Telefonzelle hatte, geleert. Darin befanden sich meine sämtlichen Ersparnisse. Dem Architekten hatte ich die Geldbörse mit ungefähr dreihundert Euro geklaut. Ich ging ins Bad. Von der Küche aus sah Assunta, wie ich mit der Sporttasche vorbeiging. Sie legte die Schere weg und drehte das Radio leiser.

»Was machst du da?«

Die Badezimmertür war angelehnt. Ich versetzte ihr einen so heftigen Tritt, dass das Regal an der linken Wand mitsamt den Parfümfläschchen zwischen Dusche und Messinghandtuchhalter fiel. Der Lärm war ohrenbetäubend.

Immer wenn Assunta an ihren Zitrusdüften schnupperte, murmelte sie halblaut Wörter wie »Mutter«, »Strandpromenade«, »rote Erde vor dem Haus« vor sich hin, betupfte sich die Handgelenke damit und rieb sie aneinander. Führte sie an ihre geweiteten Nasenflügel. Mein Vater runzelte dann immer nur die Stirn und wandte sich kopfschüttelnd ab. Ich dagegen ließ Assunta nicht aus den Augen. Ich war neugierig und fragte mich, was es da zu träumen gab, nachdem sie sie so behandelt hatten. *Wie armselig!*, dachte ich.

»Ich habe dich gefragt, was du da verdammt noch mal machst.«

Assunta wurde laut. Angst und Verblüffung schwebten in ihrer Stimme mit.

Ich lief zum weißen Medizinschrank, beugte mich übers Waschbecken, drehte den Hahn auf und wusch mir das Blut des Architekten ab. Es rann wie Farbe in den Abfluss. Ich kniff die Augen zu und zog die Nase hoch, um die Tränen zurückzuhalten. Aus der alten Pioneer-Stereoanlage in der Küche kam *Banane e lampona*. Assunta war ganz verrückt nach Morandi, sie besaß zwei oder drei Kassetten mit seinen größten Hits. Sie waren einer Fernsehzeitschrift beigelegt gewesen, glaube ich. Kassetten! Wer außer ihr hörte heute noch Kassetten!

Assunta hieß mit Nachnamen Dulau. Ein merkwürdiger Zufall, denn auf Rumänisch bedeutet *dulau* Hund. Und genau das war sie für mich: eine läufige Hündin.

Aber das war nicht immer so gewesen.

Nur am Schluss. Und wie!

Assunta kam aus Sardinien. Ihre Eltern und Großeltern stammten aus Cabras, wo sie auch nach wie vor lebten. Na ja. Und mit derselben Wahrscheinlichkeit wie ich ...

a) Marek und Delia immer treu sein,

b) niemals Rote-Bete-Salat – das einzige Gericht auf der ganzen Welt, von dem ich umgehend kotzen muss – essen und

c) meinen Vater und meine Mutter immer lieben werde, und zwar unabhängig davon, was sie mir Gutes oder Schlechtes getan haben ...

Also mit derselben Wahrscheinlichkeit, die vielmehr eine Gewissheit ist, wird Assuntas verdammte Sippschaft auch in

Cabras sterben. Womit Assunta die Einzige aus ihrer Familie ist, die versucht hat, ihr Glück auf dem Festland zu machen, wie sie immer so schön sagt.

Glück.

Assunta war das sechste von acht Kindern. Ihre Brüder machten in Cabras beim Barfußlauf mit. Ja, die Männer aus der Familie Dulau machten dort nicht nur mit, sondern gehörten sogar zu den glühendsten Anhängern dieses Rituals.

Ich kenne mich aus mit diesem Barfußlauf.

Assunta erzählte häufig davon, vor allem, wenn sie ihren Kaffee so sehr mit San Simone verdünnte, bis kaum noch Kaffee übrig war, und sie eine Fahne hatte. Aber da ich dank ihr und dem San Simone eine Eins in Erdkunde geschrieben habe, kann ich mich darüber schlecht beschweren.

Der Barfußlauf funktioniert folgendermaßen:

Während des Festes zu Ehren des Schutzpatrons San Salvatore wird die Statue des Heiligen aus der Stadt in die kleine Kirche San Giovanni auf der Sinis-Halbinsel getragen. Von barfüßigen jungen Männern, die sich gegenseitig abwechseln. Sie tragen den Heiligen auf den Schultern. Sechs Kilometer weit, mit aufgeschürften, blutenden Füßen voller Blasen und eitriger Wunden. Aber sie sind allen Ernstes glücklich dabei, zumindest hat Assunta mir das so erzählt. Als ihre Brüder dann feststellten, dass Assunta ausgerechnet an diesem Tag einen AirOne-Flieger bestiegen hatte (den mit dem Reiherlogo, denn auf Italienisch heißt *airone* Reiher) und mit Antonello Tanna, einem vorbestraften Nichtsnutz, den alle am liebsten in der Kanalisation ertränkt hätten, zum Flughafen Sandro Pertini aufgebrochen war, war Assunta für sie gestorben.

Sie verbrannten ihre Bettwäsche und ihre Kleider und verstreuten die Asche auf den Feldern.

Löschten ihren Namen mit Gebeten und Fürbitten aus.

Schon nach wenigen Monaten machte Antonello ihr ein Kind, zwang sie, es abzutreiben und sich für einen Hungerlohn zu prostituieren. Und an einem Tag wie jeder andere setzte er sie einfach aus. Wie einen *dulau*. In Turin. Ohne einen einzigen Cent in der Tasche. Ohne ein Dach über dem Kopf. Nicht einmal eines ihrer heiß geliebten Parfümfläschchen war ihr noch geblieben. An die kam sie erst wieder durch diesen Scheißkerl von einem Architekten.

Assunta war sechsundzwanzig und hatte Titten so groß wie Heißluftballons. (Was Heißluftballons sind, weiß ich, weil ich auf der Suche nach meinem Großvater jede Menge davon gesehen habe.) Eines Sonntagnachmittags hatten mein Vater und ich sie am Corso Quintino Sella bei einer Armenspeisung in völlig durchnässtem Zustand getroffen. Auch wir waren an jenem Sonntagnachmittag völlig durchgeweicht gewesen.

Erst vier Tage zuvor waren wir von einem Laster mit parboiled Reis gestiegen, der uns über die Grenze gebracht hatte. Ich weiß, dass viele mit dem Floß oder dem Schlauchboot nach Italien kommen, aber wir kamen mit einem Parboiled-Reis-Laster.

Mein Vater und ich.

Und zwei Taschen, eine grüne und eine gelbe.

Die grüne war für Klamotten und die gelbe für alles, was wir sonst noch aus Brasov mitnehmen wollten. Aber nicht nur: Die gelbe, zerrissene Tasche uferte schier aus vor lauter *Tex-Western-Comics*, die ich in Bozen geklaut hatte. (Sagt

man so, *ausufer*? Ich habe das Wort in einer Tageszeitung im Zusammenhang mit Flüssen gelesen.)

Ein Sozialarbeiter hat mir mal gesagt, dass *Tex* für mich das ist, was die Schmusedecke für Linus ist. Da habe ich ihn gefragt, wer dieser Linus ist.

Aber wie dem auch sei, wir lernten Assunta bei der Armenspeisung kennen. Mein Vater und ich konnten noch nicht mal Italienisch. Mein Vater vielleicht ein paar Brocken, aber das war so gut wie nichts. Assunta übersetzte für uns und behauptete, ihr Rumänisch von einem Klappenhändler gelernt zu haben.

Die Frau von der Armenspeisung sagte: »Du meinst bestimmt von einem Lappen- oder Lumpenhändler, Liebes.«

Woraufhin Assunta erwiderte: »Nein, von einem Klappenhändler, Schätzchen.«

Daraufhin mein Vater: »Ich baue Klappen. Hydraulikkappen.«

Und während wir Würstchen in Tomatensauce aßen, fasste Assunta meinem Vater unauffällig zwischen die Beine.

Aber so war sie eben.

Heute kann ich besser Italienisch als sie, und das will was heißen.

Banane e lampone ging zu Ende, und nach einem lauten Knacken verstummte das Radio. »Verdammt noch mal, was machst du da?«, wiederholte Assunta. Sie klang immer beunruhigter und spielte mit dem Stoff ihres Rockes.

Leck mich!, dachte ich und schleifte die Sporttasche am Tragegurt über die Badezimmerfliesen. Sie blieb am Messinghandtuchhalter hängen. Ich zerrte daran, und sie folgte

mir winselnd wie ein kleiner Hund, dem ich verboten hatte, das Bein zu heben. Es war eine rot-schwarze Sporttasche. Meine Mitschüler aus der 3f hatten sie mir zum Geburtstag geschenkt.

Am 7. Mai.

Es hatte ein riesiges Fest gegeben.

Das schönste meines Lebens.

In meinem Zimmer hatte ich die Tasche so voll wie möglich gestopft, in erster Linie mit Klamotten. Mit warmen Kleidern für den Winter. Du bist verfroren, hat mein Vater immer gesagt. Aus dem Bad brauchte ich nur noch meine Zahnbürste, Zahnpasta und ein Handtuch.

Assunta hörte nicht auf zu brüllen, wollte wissen, was ich da tue. Sie drohte fast zu explodieren.

Mein Vater reparierte seit seinem sechzehnten Lebensjahr Hydraulikkappen. Dann kam ein deutscher Konzern und ersetzte die zweihundert Arbeiter durch sechs oder sieben Roboter wie aus *Krieg der Sterne* oder *Das fünfte Element*. Anschließend organisierte die Firma für die Mitarbeiter ein Bocciaturnier. Man konnte eine Reise nach EuroDisney gewinnen. Mein Vater weigerte sich mitzumachen, und ich war völlig verzweifelt, denn mein Vater ist wirklich ein Gott im Bocciaspielen.

Die Idee, mir eine Jansport-Tasche zu schenken, kam von Delia Zanardi.

»Potz Blitz!«, sagte ich. »Das war deine Idee.«

Sie stritt alles ab.

Delia.

Sie trug dermaßen tief sitzende Hüftthosen, dass ich mich während des Unterrichts fragte, wie sie es anstellte, sie nicht zu verlieren, und woran sie wohl befestigt waren. Ich zermarterte mir echt das Hirn deswegen (*sich das Hirn zermartern* habe ich eines Morgens im 56er-Bus gehört. Aber was ich im 56er zu suchen hatte, darf ich nicht sagen, denn das ist ein Geheimnis). Vor allem in den Naturwissenschaften. Ich mag keine Naturwissenschaften. Ich konnte mich gar nicht mehr vom Logo auf Delias Slipbündchen losreißen. Es ging einfach nicht. Ich kannte alle ihre Slipmarken.

Wenn sie sich einen neuen Slip gekauft hatte, fragte ich sie gleich nach Betreten des Klassenzimmers: Warst du shoppen?

Sie verstand, zog nur die Brauen hoch und sagte: »Wieder mal den Blick auf Halbmast, was, Kleiner?«

Was für eine Frau! Echt abgefahren.

Ich werde sie nie mehr wiedersehen, dachte ich.

Papa, dachte ich.

Von allen, die ich in Italien kennengelernt habe, werden mir Delia und Marek am meisten fehlen.

Ich schnappte mir die Zahnbürste und ein Zahnpastaprobchen – eines der Marke Quovis mit Bikarbonat für blendend weiße Zähne, das Assunta mal irgendwo geschenkt bekommen hatte – und steckte beides in die Jansport-Außentasche. Dazu ein kleines Handtuch. Das große wollte ich nicht, ich warf es auf den Boden, auf die zu Bruch gegangenen Parfümfläschchen.

Verdammte Scheiße!, dachte ich und trampelte darauf herum. Fuhr mir mit dem Handrücken über die Augen. *Ist*

das der Anfang oder das Ende von allem? Der beißende Zitrusgestank bescherte mir eine völlig weiche Birne, so wie Grapefruitsaft Lachs weich kocht.

»Ma frends, Ricky.«

Ich heiße nicht Ricky. Ricky ist ein Scheißname. Ich heiße Emil Constantin Sabau. Ich bin 1,58 Meter groß, zumindest war ich das, als ich mich das letzte Mal am Türstock gemessen habe. Auf die Tür habe ich ein Halbporträt von Tex gemalt. Er kneift gerade ein Auge zu, um besser zielen zu können. Ich habe Wind im Haar und das Meer in den Augen. Diesen Quatsch mit dem Wind und dem Meer schreibe ich nur, weil Marek mir dazu geraten hat. Sei poetisch!, hat er gesagt und dann noch hinzugefügt: »Ein Künstler will das Herz der Menschen erreichen.«

Klar, Marek. Logisch!

Mein Vater heißt Gheorge Vasile Sabau. Meine Mutter hieß Agnieszka. Das ist ein komplizierter Name, ein polnischer, weil meine Mutter polnische Wurzeln hatte. Mein Vater hat sie Agnies genannt, ganz leise, und ihr dann mit dem Handrücken über die Wange gestrichen. Daraufhin hat sie ganz sanft den Kopf geneigt. »Agnies«, hat er wiederholt. Mir war ihr Name egal, denn ich nannte sie Mama. Dann hat sie hohes Fieber bekommen und ist gestorben. Verlöscht wie ein Kohlebecken, nachts, am Tag der Einheit. Damals war ich elf Jahre alt. Nie hätte ich gedacht, dass ich so lange weinen kann. Der Tag der Einheit ist im Dezember. An ihm feiert man die Vereinigung Transsylvaniens mit Rumänien, die am 1. Dezember 1918 stattfand. Nur für den Fall, dass das irgendjemanden interessiert.

»*Ma frends, Ricky*. Da bist du ja. Ich suche dich schon seit einer Stunde.

»Leck mich!«

»Sie warten schon bei der landwirtschaftlichen Genossenschaft auf uns.«

»Ich habe keine Lust.«

»Obwohl du ein T-Shirt von Steaua Bukarest anhast?«

»Ich habe noch was vor.«

»Verstehe, du machst dir in die Hosen vor Angst.«

»Ich mache mir nicht in die Hosen.«

»O doch, du machst dir in die Hosen vor Angst. Wegen des Rottweilers, der dir letzten Samstag den Arsch aufgerissen hat. Da hast du dir auch in die Hosen gemacht ...«

»Warst nicht du derjenige, der anschließend neben dem Teich gejapst hat?«

»Vielleicht, ich kann mich nicht mehr daran erinnern. Aber jetzt gehe ich wieder dorthin, das habe ich Traian und seinen Jungs versprochen. Sie wollen eine Revanche. Ich sehe ihn schon vor mir ...«

In Rumänien war Mihai mein bester Freund gewesen. Er hatte mich immer damit geärgert, dass er mich *Ma frends, Ricky* nannte, denn angeblich hatte ich Ähnlichkeit mit dem Schauspieler Ricky Schroder aus einer amerikanischen Fernsehserie, die vor den Nachrichten und nach den Zeichentrickfilmen lief.

Ich sah keine Zeichentrickfilme mehr, denn wer mit elf noch Zeichentrickfilme schaut, ist echt schwul. Aber Comics sind was anderes. Comics lesen auch Erwachsene.

Auf einmal veränderte sich das Licht in Assuntas Bad. Wahrscheinlich waren draußen die Straßenlaternen angegangen. Das Steaua-Bukarest-T-Shirt hatte ich zum Trocknen aufgehängt. Ich streckte mich danach. Mein Vater hat es mir geschenkt. Ich steckte es mitsamt der hölzernen Wäscheklammer in die Sporttasche.

Man weiß schließlich nie!

Assuntas Schatten wurde immer länger. Wie der von Tex' Erzfeind Mephisto. Noch einmal stieß sie heiser hervor: »Was machst du da, Emil?«

Sie versuchte, die Tür aufzudrücken, wurde aber durch das heruntergefallene Regal daran gehindert. Sie bückte sich, um es beiseitezuschieben. In ihren Augen waren Adern geplatzt, so als hätte sie jemand in die Mikrowelle getan.

Ich schniefte und atmete tief durch.

»Ich hau ab«, sagte ich.

»Versuch's gar nicht erst!«

»Sieh's positiv ...«

»Vergiss es!«

»Warum denn?«

»Warum wohl?« Assunta lud ihre Smith & Wesson durch. Ihre Augen waren nur noch zwei schmale Schlitze. Sie bewegte die Lippen und traf mitten ins Schwarze. »Weil es keinen Ort gibt, wo du hingehen kannst, deshalb.« Dabei hätte sie auch sagen können: Weil ich dich gern habe. Aber Assunta sah der Wahrheit gern ins Gesicht. »Du bist mutterseelenallein auf der Welt, falls du das noch nicht gemerkt hast.«

Ich versuchte, meine Tränen und meine Wut zurückzudrängen. »Ich habe einen Vater, Gheorge, schon vergessen? Der, mit dem du unter der Bettdecke rumgemacht hast ...«

»Ja und? Willst du ihn vielleicht im Gefängnis besuchen?«

»Ich warte auf ihn.«

»Dein Vater hat dich reingelegt, Süßer«, sagte sie. »Du weißt ja nicht mal, in welchem rumänischen Drecksloch er einsitzt.« Nur, um dann noch hinzuzufügen: »In fünf Jahren wirst du ihn nicht mehr wiedererkennen.« Sie zischte es mehr, als dass sie es sagte, und ein kalter Luftzug streifte mein Herz. »Er hat dir geschrieben, dass du ihn nicht suchen sollst. Dass du hierbleiben sollst.«

»Aus dem Weg!«, schrie ich. »Scheiße noch mal, geh mir aus dem Weg!«

Ich spuckte die Worte förmlich aus. *Goku*, dachte ich.

Energiewelle.

Mit der Faust schlug ich auf den weißen Medizinschrank ein, bis er von der Wand flog. Es tat höllisch weh, und mir kamen die Tränen.

Assunta schlug die Hände vors Gesicht und sagte: »Er wird mich auch rauswerfen. Von mir will er nichts.«

Plötzlich herrschte in der Wohnung die gleiche Stille wie nachts in der kalifornischen Salzwüste. *Von ihr will er nichts*, dachte ich und konzentrierte mich auf jedes einzelne Wort. Von. Ihr. Will. Er. Nichts.

Dann hob ich langsam den Kopf.

»Mit anderen Worten ...«, sagte ich gedehnt.

Mit anderen Worten, mehr nicht.

Und während mein Brustkorb unter dem Rage-Against-The-Machine-T-Shirt anschwell, als hätte man ihn mit einer Hydraulikpumpe aufgepumpt (was eine Hydraulikpumpe ist, weiß ich genau, weil es auf dem Genossenschaftsgelände eine gab), verwandelte sich Assunta in einen Wackelpud-

ding. Sie trat einen Schritt zurück. Ihr Pantoffel landete in der Parfümpfütze. *Knack!*, machte eine Glasscherbe unter der Gummisohle.

»Ich ...«, sagte Assunta.

Ich, mehr nicht.

Weil sie begriffen hatte, dass ich begriffen hatte.

Jetzt war mir alles klar.

Ich steckte die Hand in die Tasche, spürte den rauen, zerknitterten Brief meines Vaters zwischen den Fingern. Assunta starrte währenddessen verzweifelt zu Boden. Ich hängte mir die Jansport-Tasche über die rechte Schulter und trat ganz nah an sie heran, sodass mein Gesicht nur noch eine Handbreit von ihrem entfernt war. Ich hatte große Lust, ihr wie dem Architekten die Nase zu brechen. Sie überragte mich kaum, obwohl ich für meine dreizehn Jahre nicht gerade groß war. Ich dachte an die letzten beiden Jahre zurück. An mich und meinen Vater, Gheorge Vasile Sabau, den größten Hydraulikkappenkonstrukteur ganz Transsylvaniens. An die Fahrt mit dem Iveco-Transporter, an unser Versteck in je einer Kiste mit parboiled Reis. An die Kälte auf dem Simplonpass. An unsere Ankunft in Turin. An unser Zuhause. An die Briefe, die Mensa. An die Papiere und Schulen. Ich dachte an jeden einzelnen Moment zurück. Es ist schon erstaunlich, wie sehr die Zeit rückblickend zusammenschnurrt, ohne dass man den Überblick verliert. Innerhalb einer Sekunde erlebte ich die siebenhundertzweiundachtzig Tage noch einmal, vom Aufstehen bis zum Schlafengehen.

Ich hatte keine Tränen mehr.

Meine Wangen blieben trocken.

Wortlos ging ich an ihr vorbei und verließ die Wohnung.

Leiber Eiml,

um dem Pulbikum das Gefhül der Vreunsechirung und Vreleronheit zu vermtiteln, das Migranten haben, wenn sie den Hreausfodrungen eines neuen Lnades begnegen, hbaen wir in diesem Mnoat in Belrin ein Multikulti-Festival der mündlichen Überlieferung ogranisiert. In meinem Atler fällt es mir lnagsam schwer, so veile Inatiitiven zu leiten, aber wie du wießt, kann ich ohne das Thaeter nicht leben. Und delhasb mahcen wir weiter. Ach, wenn du nur hier wräst! Ich habe Zigeuner krennengelent, die Gsechichten elzähren, dass sich noch einer Mumie die Necknahaare ausfallen. So gorßartig ezrählen sie von Ungreheuen und Legenden. Ein paar Knider unseres Vieterls wollten am nächtsen Tag schlufrei bekommen, nur um bis zum Ende der Aufführnug dabei sien zu können.

Soweit ich weiß, will dien Vtaer in Krüze nach Itlaien zuzückurkehren. Ich weiß, wie sehr er dir fleht. So, wie ich ihm fast sein gnazes Leben lang gefleht habe.

Ich dneke an dich.

Dein Großvater Viorel Vasile Sabau

Großvater Viorel mischte beim Schreiben die Buchstaben wie Spielkarten. Und zwar seit er entdeckt hatte, dass es genügt, wenn der erste und letzte Buchstabe am richtigen Platz sind, um ein Wort zu verstehen. Ganz einfach, weil unser Gehirn die Wörter jeweils als Ganzes erfasst. Unsere Familie liebt Sprachspiele. Ich auch. Ich ganz besonders. Trotzdem hielt ich Großvater Viorel für einen ziemlich durchgeknallten Alten. *Wie kann man sich bloß so was ausdenken?*, dachte ich mir.

Er schrieb mir jeden Monat. Nie einfach so, sondern immer am letzten Sonntag eines Monats. Und das seit meinem achten Lebensjahr. Seit er mir zutraute, dass ich seine Briefe auch verstand. Ich bin ihm nie begegnet. Er verließ unser Haus am Ortsrand von Brasov in meinem Geburtsjahr. Meinem Vater hinterließ er einen Zettel mit der Nachricht: *Wer einen Shon hat, barchut keinen Vtaer*. Er ging, um überall auf der Welt Theater zu spielen. Und das war ja wohl wirklich durchgeknallt: Jeder braucht einen Vater. Wäre er zu Hause geblieben, hätten wir nach dem Tod meiner Mutter Brasov vielleicht nicht verlassen müssen. Ich habe ihm nie geantwortet. Nicht ein einziges Mal. Trotzdem hat er nie damit aufgehört, mir zu schreiben. Nie einfach so, sondern jeden Monat. Auch als wir fortgingen und mal da und mal dort lebten. Mein Vater gab ihm unsere Adresse. Als wir nach Italien kamen, begann er, mir auf Italienisch zu schreiben, weil er wollte, dass ich die Sprache so schnell wie möglich lernte. Keine Ahnung, woher er Italienisch kann.

Scheirb zruück!

Mir blieb nichts anderes übrig, als zu Marek zu gehen.

Die Straßenbahn kam rasselnd zum Stehen, so als hätte der Fahrer erst im letzten Moment bemerkt, dass ein Baum über den Gleisen lag. In den *Tex-Comics* sind es immer mexikanische Banditen, die die Gleise mit Baumstämmen und Felsbrocken blockieren. Durch die abrupte Bremsung fiel einer alten Dame im grünen Mantel die Einkaufstasche aus der

Hand. Ich bückte mich, um die zwischen die Sitze gerollten Orangen einzusammeln, und gab sie ihr.

Die Dame lächelte mir zu und sagte: »Danke.«

Ich wackelte mit den Ohren (das kann ich nämlich gut!) und zuckte nur die Achseln. So nach dem Motto: keine Ursache. Dann gingen die Türen auf, und ich stieg aus.

»Ja?«

»Emil.«

»Emil wohnt nicht mehr hier.«

»Depp.«

»Warte.«

Mareks Stimme, die aus der Gegensprechanlage kam, entfernte sich. »Mama, Emil ist da. Soll ich runtergehen, oder darf er hochkommen?«

Ich klopfte an die Gegensprechanlage.

»Komm runter!«, sagte ich.

»Von mir aus. Für eine halbe Stunde.«

»Grüß ihn von mir!«, hörte ich Signora Mazzucchelli sagen. Sie war eine Art zweite Mutter für mich.

Marek war etwas größer als ich. Er hatte glänzende schwarze schulterlange Haare und auf der Wange ein erdbeerrotes Muttermal in der Form Siziliens. Er mochte es nicht, wenn man ihn darauf ansprach. Am ersten Schultag hatte ihn in der Pause ein Typ in Levi's- und Ralph-Lauren-Klamotten gefragt, ob man ihn auch in Palermo hören könne, wenn er etwas sagte. Vier Verwaltungsangestellte, die mit einer Flöte bewaffnete Musiklehrerin und der stellvertretende Direktor mussten die beiden voneinander trennen. Sie riefen den Krankenwagen.



Fabio Geda

Emils wundersame Reise

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 256 Seiten, 12,5 x 20,0 cm
ISBN: 978-3-8135-0487-3

Knaus

Erscheinungstermin: April 2012

Quer durch Europa – dem eigenen Glück entgegen

»Im Meer schwimmen Krokodile« war 2010 in Italien der Überraschungsbestseller. Auch in Deutschland begeisterte Fabio Gedas Geschichte des kleinen Enaiat die Leser. Bereits drei Jahre früher konnte der Autor mit seinem Debütroman über den rumänischen Jungen Emil in seiner Heimat die Kritik und das Publikum überzeugen. Nun macht sich Emil auf, auch Deutschland zu erobern.

Emil ist erst 13 und hat doch schon mehr gesehen, als ein Kind je sehen sollte. Ohne Papiere hat er sich mit seinem Vater von Rumänien bis nach Italien durchgeschlagen. Doch als der ausgewiesen wird, ist Emil ganz auf sich allein gestellt. Seine einzige Hoffnung: Er muss seinen Großvater finden, den er nur aus Briefen kennt und der mit seiner Artistentruppe in Berlin gastiert. Mit einer Gruppe schräger Jugendlicher – alles Außenseiter wie er selbst – macht er sich auf die abenteuerliche Reise. Sie führt ihn quer durch Europa, immer ein Stück dem eigenen Glück entgegen.

Schelmenroman und »roadmovie« in einem – »Emils wundersame Reise« schenkt uns einen neuen Blick auf die Welt und lehrt uns, ins Herz der Dinge zu schauen – magisch!